

Era mio padre  
Film Rezension Chi l'ha visto (2009) 18.11.2009  
von Angela Cinicolo

Die Regisseurin pendelt zwischen dem warmen Ton eines Dokumentarfilms, dargestellt mit dem sicheren Blick für die große Leinwand und einer extremen Nähe an Körpern und Gesichtern der Figuren, die, unterstützt durch den Stil der Handkamera, in vielen Aufnahmen fast greifbar nah erscheinen.

Ein Roadmovie auf halbem Weg zwischen Dokumentation und Fiktion. Chi l'ha visto ist ein spannendes Werk, das von der Verschmelzung verschiedenen sprachlicher Codes handelt, deren filmische Stärke die Fähigkeit ist die folgenschwere Geschichte einer Familie voller Pathos zu erzählen. Dirigiert von der Berliner Fotografin Claudia Rorarius und dargestellt vom Musical-Darsteller Gianni Meurer, der in dem Film sich selber spielt. Chi l'ha visto wirft uns in das Drama eines Sohnes, der seinen Vater sucht und führt uns in die tiefen Abgründe seiner Seele.

Fiktion und Realität vermischen sich und verflechten sich überraschend wie bei einer russischen Puppe: Der Schauspieler spielt sich selbst und erlebt beim Dreh noch einmal seine eigenen Geschichte, die des Sohnes einer deutschen Mutter, der seinen italienischen Vater wiedersehen möchte, der ihn vor langer Zeit verlassen hat. Die Biographie des echten Gianni charakterisiert teilweise auch die Persönlichkeitsstruktur der Figur: ein homosexueller junger Mann Mitte der Dreißiger, der am Rande der Gesellschaft die flüchtigen Abenteuer des Berliner Nachtlebens genießt, inklusive der Magie des weißen Pulvers und der gleichzeitig eine tiefe Verbundenheit zur Musik hat, vor allem der italienischen Volkslieder.

Gianni beschließt mit dem Auto nach Italien zu fahren, allein mit sich, der Entschlossenheit und dem Streben danach seine wahre Identität zu finden, die er unermüdlich und in allen Facetten zum Ausdruck bringt indem er z.B. T-Shirts der lokalen Fussballmannschaften trägt oder einen Aufkleber seines Vaterlandes auf sein Armaturenbrett klebt. Er erhält den Rat eines Mannes sich an die Sendung Chi l'ha visto? zu wenden, als er diesem ein Foto seines jungen Vaters zeigt, ein ehemaliger Handballspieler, der Alain Delon sehr ähnlich sieht. Seine Nachforschungen entwickeln sich jedoch viel schwieriger als erwartet.

Die Fahrt des einsamen Wolfes mit den kurzen Stops zwischen den Tälern des Nordens und den von Hagel genässten Autobahnen, erlaubt dem Protagonisten die Schönheit der Landschaften zu entdecken, die von der Regisseurin mit großer visueller Intensität dargestellt werden. Auch hier zeigt sich ihre Erfahrung als Fotografin.

Eine Autofahrt voller zahlreichen Begegnungen und Momente, entlang seines hoffnungsvollen Wegs, die mit jedem Stück der Weiterfahrt mehr und mehr zu bröckeln scheint.

Eine intime Reise: Der junge Mann klammert sich voller Hoffnung an die Illusion, seinen Vater zu kennen, wie an eine kleine Sonde die seine subjektive Wahrnehmung zu nähren scheint, zerbrechlich und den ständigen Veränderungen unterworfen.

Die Regisseurin pendelt zwischen dem warmen Ton eines Dokumentarfilms, dargestellt mit dem sicheren Blick für die große Leinwand und einer extremen Nähe an Körpern und Gesichtern der Figuren, die, unterstützt durch den Stil der Handkamera, in vielen Aufnahmen fast greifbar nah erscheinen. Alles erscheint entrückt und irgendwie grob und zerbrechlich zu sein in diesem Film, eingetaucht in einen bleiernen Schleier, wie auch das Ende des Films, welches mit seinem tiefgreifenden Schmerz eine bemerkenswerte Intensität erzeugt.